

Lesben fahren mit dem Zug

Sie sind keine «weiblichen Schwulen», und ihre Interessen decken sich auch nicht mit denjenigen der heterosexuellen Frauenbewegung. Deshalb brauchen Lesben eine eigenständige Politik. Wie sieht sie aus und wer macht sie?

Von Anne-Marie Beyme

Sie versorgen ihren Haushalt, fahren Zug, zahlen Steuern. Manche machen Karriere in Beruf oder Politik, andere wieder haben Kinder, wieder andere sowohl als auch. Sie trinken morgens Kaffee, gehen abends in den Ausgang, und doch werden sie von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Nicht, weil sie all dies heimlich täten – beileibe nicht. Aber ihre Existenz ist den einen peinlich, den anderen nicht der Rede wert. Erst seit sie sich darauf verlegt haben, Fussballklubs zu unterwandern, sind sie so richtig ins Gerede gekommen: die lesbischen Frauen, die nach mehr oder weniger konservativen Schätzungen immerhin fünf bis zehn Prozent der weiblichen Bevölkerung ausmachen.

Ein klassisches Eigentor haben sie da geschossen, die öffentlichkeitscheuen Vorstandsmänner vom FC Wettwil-Bonstetten, als sie den imaginären «lesbischen Umtrieben in Dusch- und Umkleidekabinen» per Auflösung der Frauschaft ein Ende setzen wollten. Denn im Flutlicht des Fernsehstudios machten die geschmähten Lesben bei weitem eine bessere Figur. Ja, in Gestalt von Barbara Brosi, Pressesprecherin der Lesbenorganisation Schweiz/Organisation suisse des lesbiennes (LOS/OSL), haben die Lesben nun ein Gesicht bekommen, das auf Schweizer TV-Gemeinde und Medienschaffende gleichermaßen unwiderstehlich sympathisch wirkt.

Zwischen Feminismus und Schwulenbewegung

Die LOS wurde 1989 von jungen Aktivistinnen als Dachverband der lokalen Lesbengruppen gegründet. Sie setzt sich auf nationaler Ebene für die Sache lesbischer Frauen ein und engagiert

sich über die Situation der Lesben in der Schweiz» ausgearbeitet, der ihre gesellschaftliche und rechtliche Benachteiligung aufzeigt und demnächst publiziert werden soll.

Wo immer dies sinnvoll oder notwendig ist, ist die LOS aber zu einer punktuellen Zusammenarbeit mit schwulen Männern durchaus bereit. So auch bei der Petition «Gleiche Rechte für gleichgeschlechtliche Paare», denn gerade weil Frauen der Ehe gegenüber skeptischer eingestellt sind als Männer, die von dieser Institution immer profitiert haben, habe sich eine Mitarbeit sogar aufgedrängt. «Die Schwulen hätten das Projekt auch ohne uns durchgezogen, und dann wären die spezifischen Interessen lesbischer Frauen überhaupt nicht berücksichtigt worden.» So hingegen hätten sie das Schlimmste – zum Beispiel den ausdrücklichen Verzicht auf Kinder – verhindern und Eigenes einbringen können wie den Hinweis auf die Wechselwirkung zwischen rechtlicher Benachteiligung und gesellschaftlicher Diskriminierung. Im übrigen fordert die Petition auch kein konkretes Rechtsinstitut wie die Ehe, sondern lässt offen, auf welchem Weg die bestehende Diskriminierung von gleichgeschlechtlichen gegenüber verheirateten Paaren und heterosexuellen Konkubinatspaaren beseitigt werden soll. Sollte das Postulat durchkommen, rechnet Barbara Brosi allerdings nicht mit einem «Heiratsboom» in der Lesbenpopulation. Ihrer Einschätzung nach wird frau sich auch dann zumal reiflich überlegen, wie weit sie sich «ewig binden» kann und will. Sie glaubt jedoch, dass die gesellschaftliche Wertschätzung lesbischer Beziehungen zu deren Stabilität beitragen würde.

Dass Lesben und Schwule in ihrem Kampf um Gleichstellung nicht auf den Goodwill der zuständigen Stellen zählen können, sondern zur Durchsetzung ihrer Forderungen einer rechtlichen Basis bedürfen, zeigt die «GA plus»-Aktion, welche die LOS 1991 gemeinsam mit den Homosexuellen Arbeitsgruppen Schweiz (HACH) lancierte. Die Gruppierungen wollten bei den SBB erwirken, dass die Vergünstigung des zweiten Generalabonnements für die Ehepartnerin, den Ehepartner, die seit 1989 auch für heterosexuelle Konkubinatspaare gilt, auch gleichgeschlechtlichen Paaren zugute kommen soll. Briefliche Vorstösse bei SBB und Verkehrs-

schwunden – in Zürich hiessen sie HFG, FLOH, LIZ ..., in Basel gab es die Lesbenorganisation LOBS. Sie beriefen sich klar auf einen feministischen Hintergrund und vertraten die Anliegen der Frauenbewegung bisweilen mit einer Radikalität, die ihre Hetera-Schwester erschauern liess. Die Arbeit dieser Gruppen litt aber oft unter dem Mangel an personellen und finanziellen Ressourcen, so dass es selten gelang, über die Coming-out-Hilfe hinaus lesbenspezifische Perspektiven zu entwickeln. So ist es auch bis heute nicht möglich gewesen, eine auflagenstarke Zeitschrift als Plattform für breitangelegte Diskussionen zu lancieren. Zwar gibt eine autonome Zürcherinnengruppe seit zwanzig Jahren die «Frau ohne Herz» (ehemals «Lesbenfront») heraus. Da die Zeitschrift in Gratisarbeit nebenberuflich hergestellt werden muss, erscheint sie in kleiner Auflage lediglich viermal jährlich und hat eher familiären Charakter. Die Frauenzeitung FRAZ greift wohl ab und zu Lesbenthemen auf. Als Zielpublikum sind die Lesben unter dem Oberbegriff Frauen jedoch lediglich mitgemeint.

Wo bleiben die Vorbilder?

Auch 25 Jahre nach Stonewall mangelt es an Identifikationsfiguren, und so ist das Coming-out immer noch ein schwieriger Schritt. Ist dieser geschafft und eine Freundin gefunden, ziehen sich viele Frauen wieder aus der Szene zurück. Andere wiederum waren oder sind massgeblich am Aufbau und Betrieb von Frauenprojekten (zum Beispiel Frauenhäusern, Notteltelefonen usw.) beteiligt, engagieren sich in der Parteipolitik oder in der institutionalisierten Gleichstellungsarbeit, wo sie entweder im Hintergrund wirken oder ihr Lesbischsein nicht explizit thematisieren und sich vorwiegend um die Probleme der heterosexuellen Frauen kümmern. Noch ist es jedenfalls undenkbar, dass etwa eine Politikerin offen und selbstverständlich mit ihrer Partnerin in der Öffentlichkeit auftritt, und sogar für die hiesige Boulevardpresse, die sonst gerne Privates ans Licht zerrt, ist «Outings» offensichtlich (und glücklicherweise) tabu.

Auf der Suche nach Vorbildern müssen junge Lesben ihren Blick also nach wie vor in die Vergangenheit oder ins Ausland richten. Einer Gertrude Stein oder Virginia Woolf verhilft der exotische Anstrich der lesbischen Identität posthum womöglich sogar zur Absatzsteigerung ihrer Werke – schaden kann er ihnen jedenfalls nicht mehr. Unter den prominenten ausländischen Zeitgenossinnen sind es auch nur vereinzelte Unerschrockene (meist mit aussergewöhnlichen Berufen wie Tennis- oder Fernsehstar), die es wagen, sich der Welt als Lesben zu präsentieren.

Eigene Kultur und Coming-out-Hilfe

Für Sachpolitik und Öffentlichkeitsarbeit auf nationaler Ebene ist weitgehend die LOS zuständig, die lokalen Gruppen sind in erster Linie auf die Veranstaltung von Discos und Diskussionen ausgerichtet. Zur Sprache kommen dabei Themen wie Kultur, Sexualität, Aids, Sucht oder Machtstrukturen in Frauenbeziehungen. In Basel ist es die Lesbeninitiative LIBS (sie ist seit 1979 aktiv und damit derzeit wohl die älteste Gruppe), in Bern die Lesbeley und in Zürich die HAZ-Lesbengruppe, welche diese Basisarbeit leisten und alle der LOS angeschlossen sind. Die Gruppen unterstützen ihre Mitglieder beim Coming-out, beantworten Anfragen von Medien oder Fragen von Schulklassen und sind beim alljährlichen Coming-out-Day mit Standaktionen präsent. HAZ-Vertreterin Monika Wirz hat auch den jungen Verein Pro Lesbia mitgegründet, der die Frauenanlässe im Rahmen des Zürcher Stonewall-Programms organisiert hat und sich auch inskünftig für die Förderung lesbischer Kultur einsetzen will.

Während bei den Pro-Lesbia-Anlässen ausschliesslich Frauen Zutritt haben, stehen die übrigen Stonewall-Veranstaltungen beiden Geschlechtern offen. Projektleiterin Rayelle Niemann hält separatistische Positionen zwar für legitim und wichtig für die lesbische Identitätsfindung. Durch ihr berufliches Engagement in der Kunstszene und rund zwanzig Jahre nach ihrem Coming-out seien für sie jedoch, was Zusammenarbeit anbelangt, sach- und themenbezogene Kriterien in den Vordergrund getreten. Von den schwulen Männern fordert sie allerdings grössere Aufmerksamkeit gegenüber frauenspezifischen Problemen.

Geduld und Heiterkeit



«A dyke goes to media-land oder Welches Hemd präsentiere ich der Nation denn heute ...»

Zischtigs-Club, Sonntagsinterview, Zebra, Spiegel TV, 3sat, Focus, Sport am Sächsi, Swiss Radio International, Blick, Schweizer Illustrierte, Bund und viele, viele andere Zeitungen ...

Da war ich doch Pressesprecherin der Lesbenorganisation Schweiz LOS geworden, weil dies ein ruhiger Job zu werden versprochen. Schliesslich hatten die Medien Lesben bislang weitgehend ignoriert. Bestenfalls erschien das Wort «lesbisch» dann und wann in einem Artikel über Schwule oder Homosexuelle. Und mit letzterem waren auch stets Schwule gemeint, denn auf die für lesbische Frauen spezifisch anderen Schwierigkeiten und Forderungen wurde nie eingegangen. Anlässlich der Lancierung der Petition «Gleiche Rechte für gleichgeschlechtliche Paare» hatte ich dann erste kurze Auftritte zu absolvieren. Der Anteil der LOS an der Petition wurde aber trotz Verweis auf die diskriminierende Medienpraxis unterschlagen.

Mitten in den beschaulichen Osterwochen brach dann ein wahrer medialer Lesbensturm aus: Die Auflösung des Frauenfussballteams Wettwil-Bonstetten und deren Aufbereitung als Sexskandal durch unser liebstes Boulevardblatt bescherten der Schweiz Lesbenwochen in nie gesehener Ausmass. Die Begeisterung, mit der ich in der Folge stellvertretend für alle Lesben befragt und gefilmt wurde, liess vermuten, die Medienschaffenden hätten eine ganz neue Spezies Mensch entdeckt. Besonders erfreut zeigten sich die InterviewerInnen stets darüber, dass ich nicht auf der Opferrolle beharrt hätte – das ewige Gejammer um die Diskriminierung von Lesben und Schwulen sei ja nicht mehr auszuhalten gewesen. Etwas befremdet nahm ich also zur Kenntnis, dass das Eintrittsticket in die heiligen Hallen von TV, Radio oder Presse offenbar in der Kunst besteht, massig diskriminiert zu werden, darauf jedoch stets nur frisch und positiv hinzuweisen. Lesbe light, sozusagen. Zum erfolgreichen Medienauftritt gehört weiter, immer wiederkehrende abstruse Fragen geduldig und heiter zu beantworten und auch angesichts rätselhaftester Vorgänge im Kopf des Gegenübers nicht die Fassung zu verlieren.

So hat es beispielsweise keinen Sinn, darauf hinzuweisen, dass der Ausdruck «innig» für die Art der Umarmung einer Mitspielerin nach einem erzielten Tor kaum passend ist. Der Reporter wird ihn trotzdem verwenden, da eben dieses Wort allein die vorhandenen Assoziationen wiedergebe. Auch die Frage, ob vielleicht gerade die Körperkontakte in Hand- und Fussball bei Heterosexuellen die Angst vor einer lesbischen «Ansteckung» schürten, erschien mir absurd. Der Befragter jedenfalls verwies unbekümmert auf das brennende Interesse der LeserInnen an dieser Problematik und auf seinen Informationsauftrag. Ebendiesem erfüllte eine Radiomoderatorin nicht, als sie sich weigerte, mir Fragen zu stellen, welche sie als diskriminierend erkannt hatte. Da hatte sie doch beispielsweise einfach darauf verzichtet, in meiner Kindheit nach eventuellen Ursachen meines Lesbischseins zu forschen. ArbeitskollegInnen liessen es sich nicht nehmen, sie noch während der Live-Sendung wegen ihres Mangels an Distanz und des Fehlens von harten Fragen zu rügen. Angesichts dieser unverzeihlichen Fehler wundere ich mich noch heute, weshalb gerade diese Sendung von Lesben besonders gelobt wurde.

Ebenfalls verborgen blieb mir bislang, welche Gedankengänge einen Fernsehmoderator dazu veranlassten, Fussball zu einer Kampfsportart zu erklären. Möglicherweise wurde er durch die Äusserungen eines älteren mitdiskutierenden Herrn verwirrt, der partout darauf bestand, Fussball sei für Frauen viel zu gefährlich, da sie sich dabei ja verletzen könnten.

Während sich die Medienleute vor allem mit den Feinheiten der nichtdiskriminierenden Sprache herumschlugen, stellte sich bei mir ein anderes handfestes Problem ein: Meine Garderobe drohte den vielen Medienterminen nicht mehr zu genügen. Zweimal im selben Hemd am Bildschirm oder zum Fototermin zu erscheinen, nein, das konnte ich keinesfalls riskieren. Wer weiss, zu was für Fragen dies geführt hätte!

Barbara Brosi



Lesbische Existenz sichtbar zu machen stärkt die Identität

sich in den Bereichen Politik, Gesellschaft und Kultur, um eine Gleichstellung lesbischer Lebensweisen mit denjenigen heterosexueller Menschen zu erreichen. Das Sichtbarmachen lesbischer Existenz über die Skandal- und sonstige Boulevardberichterstattung hinaus ist dazu unabdingbare Voraussetzung. Und weil lesbische Frauen einer doppelten Diskriminierung ausgesetzt sind, ist Lesbenpolitik für die LOS zwangsläufig auch feministische Politik, wie Barbara Brosi erklärt. So versteht sich die Organisation klar als Teil der Frauenbewegung und vertritt einen pragmatischen, auf konkrete Problemlösungen im «Hier und Jetzt» orientierten Kurs. In einer Gesellschaft, in welcher der Mann das Mass aller Dinge ist und Schwule dementsprechend eine vergleichsweise komfortable Position innehaben, ist es der LOS sehr wichtig, eigenständig aufzutreten. Sie will deutlich machen, dass Lesben keineswegs «weibliche Schwule» sind und sich ihre Forderungen schon durch ihre Stellung als Frauen von denjenigen schwuler Männer unterscheiden. Zu diesem Zweck hat eine Arbeitsgruppe auch einen «Be-

minister Adolf Ogi fruchteten genauso wenig wie eine breitangelegte und von Medien und Publikum gut beachtete Flugblattaktion an Schweizer Bahnhöfen, und so wurde die Forderung einstweilen auf Eis gelegt.

Lesben werden nicht in erster Linie deshalb diskriminiert, weil sie mit Frauen schlafen, sondern weil sie aus der vorgezeichneten Frauenrolle ausbrechen, indem sie sich nicht auf einen Mann beziehen. In der heterosexuellen Frauenbewegung ist das Bewusstsein über den gemeinsamen Nenner sämtlicher Frauen, die Wert auf eine selbstbestimmte Definition ihrer Rolle und Lebensgestaltung legen, nach Ansicht von Barbara Brosi derzeit nicht sehr ausgeprägt. Wo immer sich Berührungspunkte ergeben, ist die LOS jedoch an einer Zusammenarbeit interessiert.

Lesbenpolitik bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Feminismus und Schwulenbewegung, zwischen Separatismus und Bündnispolitik. Um und nach Mitte der siebziger Jahre sind in vielen Schweizer Städten autonome Lesbengruppen entstanden und zum Teil auch wieder ver-